

# Uwe Krähnke

## Selbstbestimmung

### Zur gesellschaftlichen Konstruktion einer normativen Leitidee

© Velbrück Wissenschaft 2007

Die enorme Kontextvariabilität und diskursstrukturierende Wirkung von ›Selbstbestimmung‹ wird nicht unmittelbar aus der Semantik dieses Begriffs verständlich, sondern vielmehr aus dem Prozess der pragmatischen Begriffsverwendung durch Personen. Demzufolge geht es in dieser Untersuchung nicht darum zu klären, was Selbstbestimmung an und für sich ist, sondern darum zu zeigen, was die Verwendung des Selbstbestimmungsbegriffs für die Gesellschaft bedeutet.

Offenbar kommt es bei der Etablierung von ›Selbstbestimmung‹ als Leitidee gar nicht so sehr auf eine präzise Definition an. Gerade aufgrund der Abstraktheit und des Leerformelcharakters wird ›Selbstbestimmung‹ zu einem politischen Schlüsselbegriff. Er fungiert als semantische Plattform vielfältiger symbolischer Bedeutungszuschreibungen und -definitionen sowie konnotativer Aufladungen. Da öffentliche Diskurse bei gesellschaftlichen Distinktions-, Macht- und Verteilungskämpfen eine wichtige Rolle spielen, lässt sich feststellen: Die öffentlichkeitswirksam in Szene gesetzten pragmatischen Begriffsbesetzungen von ›Selbstbestimmung‹ dienen Sprechakteuren dazu, eigene politische Themen, Ziele oder Interessen zu artikulieren und rhetorisch zu legitimieren sowie deren Akzeptanz in der Bevölkerung zu erreichen. Ist erst einmal eine solche kommunikative Macht erzeugt, kann diese wiederum in Rechte, Prestige, Expertenstatus, professionalisierte Verantwortlichkeiten oder gar administrative Macht umgemünzt werden.

Der Zugang zum Selbstbestimmungsproblem erfolgt in dieser Studie auf drei unterschiedlichen Analyseebenen: einer ideengeschichtlichen, einer sprachanalytischen und einer mediensoziologischen. Das erste Kapitel bietet einen Abriss der Geschichte der Selbstbestimmungsidee, in dem zunächst auf die philosophische und anschließend auf die völkerrechtlich-politische Konturierung dieser Idee eingegangen wird, bevor die aktuellen Diskursfelder beschrieben werden, in denen mit dieser Idee operiert wird. Das zweite Kapitel

ist als eine sprachanalytische (und sprachpragmatische) Zwischenbetrachtung über den leerformelhaften Charakter von ›Selbstbesimmung‹ angelegt. Im Mittelpunkt des dritten Kapitels, das eine mediensoziologische Perspektive einnimmt, steht die Frage, wie aus der vorgängig diskursiv eingeredeten ›Selbstbestimmung‹ heute eine symbolisch umkämpfte werden konnte. Auf der Grundlage der vorangegangenen wird im abschließenden vierten Kapitel eine empirische Fallanalyse zum Abtreibungsdiskurs vorgelegt.

Uwe Krähnkes Verschränkung von ideengeschichtlicher, sprachanalytischer und mediensoziologischer Perspektive lässt das Zusammenwirken von zentralen Faktoren der gesellschaftlichen Konstruktion der Selbstbestimmungsidee in den Blick kommen: die tradierte symbolische Sinnwelt, die privaten Diskurse, sowie die aktuellen massenmedialen Kommunikationsprozesse und die politischen Herrschaftskämpfe einschließlich der relevanten akteurs- und institutionsspezifischen Konstellationen.

#### Ursprünge der Selbstbestimmungsidee

Der Selbstbestimmungsbegriff findet ab dem 16. Jahrhundert Eingang in die deutsche Gemeinsprache. Begriffe, die ebenfalls aus dieser Zeit stammen und mit dem Präfix ›selbst‹ gebildet werden, sind z. B. ›Selbststand‹, ›Selbstständigkeit‹, ›Selbstbetrug‹ oder ›Selbstbildnis‹. Diese Wortverbindungen können als gesellschaftliche Problemindikatoren aufgefasst werden, denn in ihnen bündelt sich symbolisch ein neuer gesellschaftlicher »Erwartungshorizont«.

Latent ist der moderne Erwartungshorizont schon seit dem 14. Jahrhundert in den Geistesströmungen des Humanismus, der Renaissance und Reformation angelegt. Im 16. Jahrhundert findet er mit den konkreten ökonomischen, politischen und kulturellen Forderungen des sich emanzipierenden Bürgertums einen manifesten Ausdruck. Mit der Krise der spätfeudal-ständischen Gesellschaftsordnung am Ende des 17. Jahrhunderts wird die öffentlich-politische Semantik (des deutschsprachigen Raumes) auf diesen kollektiv geteilten modernen Erwartungshorizont umgestellt. Anstelle der christlichen Dogmatik und der aus ihr abgeleiteten starren Ordnungs- und Herrschaftsvorstellungen wird nunmehr die »in Bewegung geratene« soziale Welt der Gegenwart öffentlich thematisiert.

Eine Auffälligkeit dieses semantischen Wandels ist die Verbreitung von Begriffen mit dem

Substantivierungssuffix ›ung‹. Dieses Suffix indiziert Vorgänge bzw. Tätigkeiten. In der politischen Sprache übernehmen Substantive auf ›ung‹ (etwa ›Regierung‹ oder ›Verwaltung‹) »zumeist die Funktion kollektiver (nicht individueller) Agenten Begriffe wie ›Selbstbewegung‹, ›Selbstbeherrschung‹ oder ›Selbstverwaltung‹ bezeichnen jeweils einen Vorgang bzw. einen anhaltenden Zustand. Nach Pankoke handelt es sich um moderne Bewegungsbegriffe. Hier ließe sich auch ›Selbstbestimmung‹ einreihen. Jene Bewegungsbegriffe werden von Sprachakteuren genutzt, um »sich von dem ständischen Denken in vorgegebenen Zuständen und festen Verhältnissen [bzw. Personenkollektiven], wie es die mit dem Suffix ›schaft‹ gebildeten Verhältnisformeln anzeigten (Herrschaft, Knechtschaft, Freundschaft, Verwandtschaft, Gemeinschaft, Genossenschaft und im ständischen Kontext des alten Europa auch noch ›Gesellschaft‹), abzulösen«.

Gesellschaftliche Veränderungen erscheinen nicht mehr als zwangsläufige Resultate eines externen (göttlichen) Bewegers, sondern werden als reflexive und eigendynamische Prozesse dargestellt. Die Besonderheit dieser Gedankenfigur besteht in der Vorstellung, dass Auslöser und Wirkung eines Prozesses übereinstimmen. Diese semantische Kongruenz kann durch das Präfix ›selbst‹ indiziert werden.

In dem Maße, wie Geschichte nicht mehr als »Heilsgeschichte« begriffen wird, sondern »als etwas von Menschen Gemachtes ohne leitendes Subjekt, ohne Kausalität«, wird der mündige Bürger mit der Sattelzeit stärker zum Thema der gesellschaftlichen Semantik. Es geht um die Freisetzung der Subjektivität und vor allem um die Selbstbehauptung im wirtschaftlichen, politischen und sozialen Überlebenskampf. Die Welt- und Gesellschaftsordnung des Mittelalters konnte noch Verbindlichkeiten für die Handlungsorientierung stiften, welche über Generationen hinweg Geltungskraft besaßen. Dagegen lassen sich – bereits beginnend mit der Reformation – moralische Normen, Werte oder Regeln immer weniger apodiktisch festlegen und vom Einzelnen unhinterfragt übernehmen.

Die Literatursprache etablierte sich vornehmlich als »Bürgersprache« unter Leitbegriffen wie ›Moral‹, ›Vernunft‹, ›Wahrheit‹, ›Bildung‹, ›Seele‹, ›Gefühl‹.

Neue Öffentlichkeitsforen – Aufklärungsgesellschaft, Bildungsvereinigung, Salon, Kaffeehaus und Presse – ermöglichen den Vertretern der frei rasonierenden bürgerlichen und adligen Intelligenz, eigene, private Wunsch- und Zielvorstellungen jenseits religiöser Wertorientierungen und traditionaler Verhaltensweisen zu artikulieren. Kurzum: die gesellschaftlichen Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts tendieren dahin,

dass der Einzelne stärker, als dies in der vormodernen Gesellschaftsordnung der Fall war, sich auf sich selbst gestellt sieht und diese Erfahrung zu einem wichtigen öffentlichen Gesprächsthema wird.

In den Zusammenhang der verstärkten gesellschaftlichen Kommunikation über private Angelegenheiten und subjektive Befindlichkeiten wird vielfach der Begriff des Selbst gerückt. Diese Substantivierung ist ein von Philosophen und später von Psychologen in Umlauf gebrachtes Kunstwort. In der Gemeinsprache kommt es nicht vor. Für den deutschen Sprachraum wird das Auftauchen dieses Kunstwortes auf das 18. Jahrhundert datiert. Mit der Substantivierung ›Selbst‹ wird »das seiner selbst bewusste Ich« bezeichnet. Es handelt sich offenbar um eine Übertragung von ›the self‹ aus dem Englischen, bei der zunächst eine religiös-moralische Konnotation prägend ist. Die nach Heilsgewissheit strebenden asketischen Protestanten (u. a. Calvinisten, Pietisten und Methodisten) können sich nicht mehr auf einen Mittler zu Gott berufen. Der Ratschluss Gottes ist unerforschlich und vorherbestimmt, daran können auch Geschenke, Bitten und kultische Handlungen nichts ändern. Der Glaube wird stärker, als es bei anderen christlichen Religionen der Fall ist, zu einer inneren Angelegenheit des Einzelnen. Aufgrund der Ungewissheit ob man zur Verdammnis bestimmt sei, ist der Argwohn vor der Selbsttäuschung eine entscheidende Triebfeder, die eigene Unwürdigkeit und Nichtigkeit vor Gott permanent zu bezeugen. »Das Dämonische selbst wird aus der Außenwelt in die Innenwelt verlagert. An die Stelle der bedrohlichen und fremden Anderen, der Barbaren und Teufel treten die eigenen Leidenschaften und sündigen Neigungen«. Eine Intensivierung der Introspektion und Selbstdisziplinierung sind die Folgen. Die Praktiken der Gewissensforschung und -kontrolle werden verfeinert und prägen die alltägliche Lebensführung der asketischen Protestanten.

Ein säkularisiertes Begriffsverständnis von ›Selbst‹ bildet sich durch die Psychologie heraus. Diese in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Mode kommende Wissenschaft drängt auf die Rationalisierung und Kontrolle des Selbstgefühls, wobei – wie es in einem zeitgenössischen Beitrag heißt – ein solches Reflektieren darauf angelegt ist, dass es »unpartheyisch richtet, das Ware vom Falschen unterscheidet, und mit unerschrockendem Muth von seinem Selbst trennt, was nicht dazu gehört«.

Die in modernen Bewegungsbegriffen fixierten geschichtlichen Zielperspektiven und gesellschaftlichen Erwartungshorizonte sind ebenso wie das aufkommende gesellschaftliche Interesse für die religiös gefühlte Innerlichkeit und psychologische Phänomene ein günstiger

»geistiger Nährboden« für die Idee der Selbstbestimmung. Spätestens seit Johann Joachim Spaldings BESTIMMUNG DES MENSCHEN (1748) liegt ›Selbstbestimmung‹ als Ausdruck »in der Luft«.